

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 1 (1897)

Artikel: Ins Leben! [Fortsetzung]
Autor: Stegemann, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573654>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 09.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aus Leben!

Roman von Hermann Stegemann, Basel.

(Sechste Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Dreizehntes Kapitel.

Aus der Ferne schon blickte Verena zu dem Erkerfenster hinauf, wo das Vorhänglein sich zu bewegen pflegte, wenn sie die Gasse heraufkam. Aber nichts regte sich heute, die Geranien standen steif auf dem Gesims, und der Vorhang hieng glatt hernieder.

Verena war ruhig und heiter. Ihr zartes Gesicht hatte einen glücklichen Ausdruck bewahrt und war immer noch von einem Hauch unbewusster Kindlichkeit überspielt. Nur die Augen hatten tiefern Glanz und jene strahlende Feuchte, die von im Leben geweinten Thränen herrührt.

Vor dem Hause blieb Verena noch einmal stehen, um nach dem Erker hinaufzublicken, in dem Jungfer Beerli Ausschau zu halten pflegte, doch als auch jetzt noch alles in Ruhe verharrte, zog das junge Mädchen die Schelle.

Konrad empfand einen körperlichen Schmerz, als die Klingel anschlug, und der gellende Lärm schien ihm kein Ende nehmen zu wollen. Er hatte seine Zimmerthüre nicht vollständig geschlossen und lauschte.

Verena kam leichten Fußes die Treppe herauf, verweilte einige Minuten auf dem Gang und öffnete dann die Zimmerthüre. Dem Lauscher schlug das Herz in Schmerz und Sorge, und mit Gewalt mußte er sich zur Ruhe zwingen. Hätte er seinem Gefühl nachgegeben, so wäre er hinuntergeeilt, um Verena die schreckliche Nachricht von der tödlichen Krankheit des Vaters so vorsichtig mitzuteilen, wie nur immer möglich war. Aber er geduldete sich und wartete.

Jungfer Beerli befand sich in ihrem Schlafgemach, als Verena schellte. Einen Augenblick wandelte sie eine Schwäche an, dann raffte sie sich auf. Auf dem Nachttisch lag aufgeschlagen die Hausbibel und auf der Schrift die Brille. Das Fräulein beugte sich über das Buch, als wollte sie beten, strich sich darauf das Kleid glatt und gieng in das Erkerzimmer hinüber.

„Aber Tante, wo steckst du denn?“ rief ihr Verena entgegen und bediente sich dabei der Zürcher Mundart, die von ihrem an einen andern Tonfall gewohnten Mund so drollig klang. Doch alsbald gewahrte sie die geröteten Augen und fuhr hastig fort:

„Du hast geweint. Was ist dir?“

„Nichts, mir ist nichts,“ erwiderte das Fräulein und versuchte zu lächeln.

Verena war blaß geworden. Ihre Augen leuchteten schwarz in dem weißen Gesicht, als sie sagte:

„Gewiß ist etwas vorgefallen. Aber was? Vielleicht ein Brief?“ Jungfer Beerli zuckte zusammen.

„Ja, ein Brief,“ stieß das Mädchen hervor. „Ich seh dir's an, du hast eine Nachricht bekommen. Aber von wem? Sprich Tante, von wem?“

Sie versuchte zu sprechen, aber alle ihre Tapferkeit war zu Schanden geworden, und Verena sah nur, wie ihre Lippen sich bewegten, ohne daß ihnen ein Ton entflohen wäre. Da war es plötzlich dem Mädchen, als schlug ihm jemand mit einem Hammer aufs Herz, und es stürzte auf die alte Dame zu, ergriff mit kalten, zitternden Fingern ihre Hände und schrie mehr, als es sprach:

„Von, von meinem Vater!“

Jungfer Beerli nickte.

„Ja, Kind, er schreibt, du, wir möchten ihn besuchen, er sei nicht recht wohl.“

„Nicht recht wohl! Besuchen! Tante Agnes, mein Papa will sterben! Tante, mein Papa ist tot! Mein lieber, lieber —!“

Und ein Thränenstrom sprang aus ihren Augen. Sie riß sich los und schlug die Hände vor das Gesicht und jammerte immer wieder: „Er will sterben, er ist tot, mein lieber, lieber Papa!“

Jetzt, nachdem die erste Kunde erteilt war, fand auch Tante Beerli Thränen und Worte wieder und suchte die schlimmsten Befürchtungen Verenas zu entkräften.

„Wie kannst du auch das Ärgste glauben, Breneli! Wenn du ihn siehst, wirst du wieder Mut fassen. Er muß ja wieder gesund werden, wenn er dich sieht.“

„Ja, er muß gesund werden. Was fang' ich an ohne den lieben alten Papa,“ erwiderte Verena in bitterem Schmerz, und dann floh sie in fieberischer Hast auf ihr Zimmer und riß den Schrank auf, um das Köfferchen zu packen.

„Ich reise, ich muß zu ihm. Er wartet auf mich. Ich will bei ihm bleiben, bei ihm. Ich hab' ja niemand als ihn, keine Mutter, nur meinen guten, guten Papa.“

Da wies Jungfer Beerli darauf hin, daß schon alle Vorkehrungen getroffen seien.

„Und dann, mein Kind, hast du auch noch mich. Ich bin freilich eine unnütze, alte Jungfer, aber für dich bin ich doch noch da.“

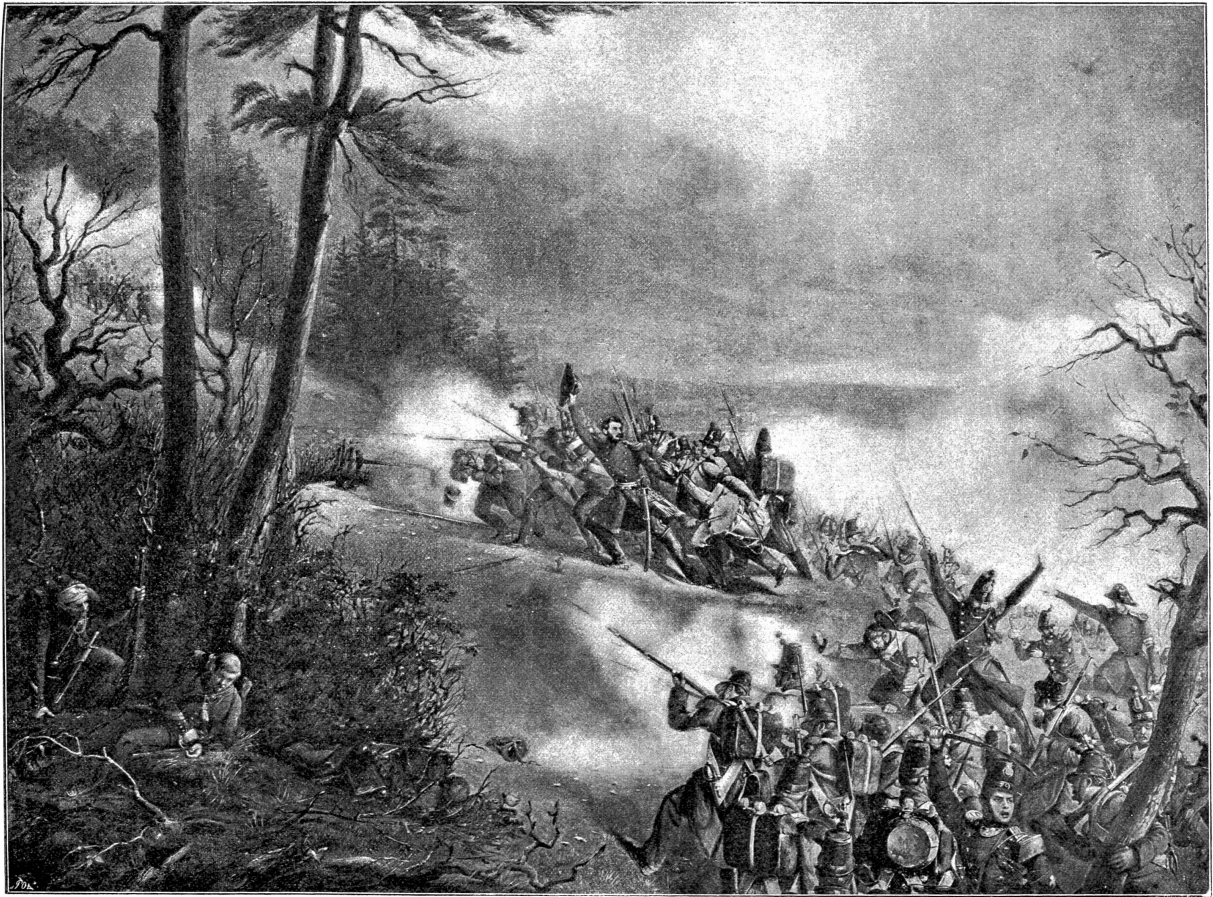


Abb. 4. Die Zürcher bei Gistikon, am 23. November 1847. Gemälde des 7 eidg. Stabslieutenants J. Sulzer (Winterthur), gemalt im Auftrage des Herrn Maria Bodmer von Lindegg.
 Im Besitze des Herrn G. Fiegler-Wegmann in Zürich.
 Namen der Offiziere: 1. Eduard Fiegler, Kommandant der IV. eidg. Armeedivision. 2. Jakob Vogel, Adjutant des Divisions-Kommandanten. 3. Unt.-Lieutenant Gellinger (Bat. Hül). 4. Hauptmann Steinhilber (Bat. Venz). 5. Ob.-Lieutenant Nieder (Bat. Venz). 6. U.-Lieutenant Tobler (Bat. Venz). 7. Hauptmann Fritter (Bat. Einsberg). 8. Unt.-Lieut. Stour. Bärli (Bat. Einsberg).

„Noch da. Nur du. O Gott, er stirbt!“ schrie Berena auf. Und dann ließ sie sich auf einen Stuhl gleiten und sprach leise, traumhaft vor sich hin:

„Ich hätte nicht fortgehen sollen. Er war krank, und sie haben es mir verborgen. Er war schon krank. Nun ist er ganz allein gewesen in dem alten Haus, wo es im Winter so kalt und einsam ist und in dem großen Garten, wo im Frühling die Wasserlachen stehen und der Teich überläuft. Da hat er ganz allein gegessen, und ich bin hier und lass' ihn ganz allein.“

Sie weinte still vor sich hin.

Da stahl sich Jungfer Beerli aus dem Zimmer und eilte in das zweite Stockwerk hinauf.

Konrad stand schon auf der Schwelle, blaß aber ruhig.

„Schnell, gehen Sie zu ihr.“

Sie lehnte sich an die Wand und winkte ihm, zu gehen. Er hielt einen Augenblick ihre Hand fest, ohne ein Wort zu sagen, dann gieng er leise die Treppe hinunter.

Als sein Fuß auf den Flurteppich trat, richtete sich Jungfer Beerli auf, überschritt die Schwelle zu Konrads Zimmer und setzte sich mechanisch auf den Stuhl vor seinem Arbeitstisch. Hier und da fiel eine Thräne auf die Zeichnungen des Ingenieurs, sonst war es totenstill, und durch das geöffnete Fenster drang der Duft des Flieders und früh blühender Goldlackstauden.

Die Thüre zu Berenas Stübchen war geöffnet, und Konrad sah das junge Mädchen auf dem Stuhle sitzen. Krampfhaft drehte sie das feuchte Taschentuch zwischen den Fingern, aber ihre Thränen waren am Versiegen, und nur ein Schluchzen erschütterte zuweilen ihre Brust. Ihr Antlitz war blaß und unentstellt. Nur die schön geschwungenen dunkeln Brauen zuckten nervös. Berena sah nicht auf, und obgleich die Schwelle ätzte, als Konrad darauf trat, nahm sie seiner nicht wahr, bis er vor ihr stand. Da sah sie auf mit einem Blick wie der eines wunden Rehens, ängstlich und fürbittend.

„Fräulein Berena!“ begann Konrad, und als sie schwieg, fuhr er fort:

„Liebes Fräulein Berena, darf ich zu Ihnen kommen? Ich weiß alles. Aber fassen Sie Vertrauen. In sechs Stunden sind Sie in Kolmar und am Bett Ihres Vaters.“

Jetzt rollten wieder zwei große, durchsichtige Thränen über ihre Wangen und sie erwiderte:

„Wenn ich nur wüßte, was ihm fehlt.“

„Er hat sich erkältet und eine Entzündung zugezogen, aber denken Sie jetzt nur daran, daß Sie bald bei ihm sein werden. Sie müssen tapfer sein, Fräulein Berena.“

„Er hat sicher schon nach mir verlangt. Er hatte ja nichts auf der Welt außer mir. Und ich auch nicht.“

Konrad fühlte, daß der Augenblick gekommen sei, und antwortete:

„Sie stehen nicht allein, auch dann nicht, wenn Ihr lieber Vater sich zur Ruhe legen sollte. Weinen Sie nicht, Fräulein Berena. Er ist doch schon recht müde, nicht wahr? Ich kenne ihn seit fünfzehn Jahren und weiß, wie er gelebt hat. Nur für sich und die Seinen, immer im Dienst und im Eifer. Ich habe auch Ihre Mutter begraben sehen. Damals waren Sie noch ein Kind, von dem ich nicht einmal den Namen wußte. Das war damals ein schwerer Schlag für den Professor, und er ist dann früh alt geworden. Aber Sie, Berena, Sie läßt er ja nicht allein zurück. Ich weiß nicht, ob ich fortfahren darf. Sie schweigen und halten den Kopf so tief.“

Er brach ab. Da hob Berena das Gesicht, und er sah in ein paar dunkle Augen, dunkel von der Tiefe des Ausdrucks, aber furchtlos und zärtlich. Und sie flüsterte:

„Sprechen Sie nur weiter. Sie reden mir ja zu, wie ichs noch nie gehört habe.“

„Darf ich, darf ich wirklich? In diesem Zimmer hab' ich gewohnt, ehe Sie kamen. Ich hatte in Kolmar ein Bild von Ihnen gesehen. Es stand auf dem Schreibtisch Ihres Vaters. Aber das sind Sie nicht mehr. Ein verträumtes Kindergesicht wars mit fragenden Augen, die ins Leben staunen. Mit diesem Bild im Herzen bin ich fortgegangen. Sehen Sie, Berena, ich bin ein stiller Gesell, der Mühe hat, es zu etwas zu bringen und nicht mit verbundenen Augen, heiter und sorglos, seines Schutzengels gewiß, durchs Leben geht, wie durch ein Blindenkühspiel. Ich hab' auch das Herz für gewöhnlich nicht auf der Zunge. Aber es ist hier drin zusammengelassen, langsam seit jenem Herbsttag, an dem ich Ihr Bild gesehen habe, ist gewachsen bis auf diesen Tag. Ich wußte ja nicht, ob Sie — aber nein. Heute will ich Ihnen nur eins sagen. Seit wenigen Tagen bin ich mir bewußt, daß ich reden muß. Und nun — sehen Sie, ich fange an zu stammeln — ich bring's nicht über die Lippen — ich —“

Berena stand langsam auf. Er sah das Blut in ihren Adern pulsieren, und die Stimme versagte ihm.

„Mein Papa wartet auf mich, und ich will ihm doch alles sagen. Da glaub' ich, daß ich wohl hören darf, was Sie mir zu sagen haben.“

Zögernd und leise kam es über ihre Lippen. Aber schlank und rein stand sie vor ihm in ihrem Schmerz und dennoch mit zart geröteten Wangen, jungfräulich und ernst. Sie sah zu dem hochgewachsenen Manne auf, und ihr Herz schlug so stark, daß sie glaubte, er müsse den Herzschlag hören. In gesteigerter Empfänglichkeit fühlte sie Schmerz und Freude zugleich. Alle Bilder, die bis vor wenigen Wochen in ihrem Leben sich gespiegelt hatten, waren aufgelöscht und getilgt.

Konrad war seltsam ruhig, als er erwiderte:

„Ich möchte Ihnen sagen, daß ich Sie liebe.“

Da schwankte sie. Und nun haßte er nach ihrer Hand und sagte noch einmal:

„Daß ich Sie lieb habe, Verena, von Herzen lieb und fürs Leben.“

Sie schien dem Sinken nahe, und er legte den Arm um sie. In ihren Ohren rief es mit wechselnden Stimmen immer wieder ‚lieb, lieb‘. Sie sah und hörte nicht, aber ein Glücksgefühl und eine süße, seelische Ermattung überkam sie, so mächtig, daß sie sich willenlos an Konrads Schulter lehnte und die Augen schloß. Zwischen den Wimpern hindurch perlten die Thränen.

Eine Weile standen sie so. Verenas Schmerz hatte sich besänftigt, und Konrad hatte keinen Wunsch mehr.

Da ächzte abermals die verräterische Schwelle, und als sie aufblickten, erschien Jungfer Beerli mit bekümmertem und verlegenem Gesicht im Rahmen der Thüre. Aber Verena löste sich ruhig und unbefangen aus Konrads Arm und sagte:

„Wir müssen reisen, Tante Agnes. Konrad geht mit.“

Das alte Fräulein warf die Arme um den Nacken des Mädchens und fand kein Wort der Erwidern.

Verena aber fuhr fort:

„Es ist nun so. Ich hab' ihn so lieben gelernt, ohne recht zu wissen, wie. Und jetzt weiß ich nicht mehr anders.“

„Verena!“ rief Konrad, und die Röte fuhr purpurn in seine Wangen, und in seiner Stimme zitterte das Glück. „Ich hab' dich so lieb,“ flüsterte sie ihm zu über Tante Beerlis Scheitel hinüber, die sich ganz an Verenas Schulter eingeknistet hatte. Konrad aber umfaßte beide, Tante und Nichte zugleich, und während sich das alte Fräulein der Umarmung entrang, küßten sich die beiden jungen Leute zum erstenmal. Dann aber sprachen sie wie aus einem Munde:

„Zum Vater!“

Das war ihr Leitwort für die nächsten Stunden. Konrad verließ das Haus, warf sich in eine Droschke und fuhr zu seinem Chef, um ihm von seiner Verlobung und der Krankheit des Professors Kenntnis zu geben. Als ihm ein mehrtägiger Urlaub bewilligt worden war, erledigte er noch dieses und jenes. Die Mittagsstunde verging den drei Menschen in Hast und Kümmeris, und sie atmeten auf, als es Zeit war, auf den Bahnhof zu gehen.

Im Wartesaal kam Hans Vienhart auf sie zu. Er war befangen und wich den Blicken Konrads aus. Verena trat die Thränen in die Augen, denn sie dachte an den Vater, und ehe Hans sie angeredet hatte, sagte sie:

„Sehen Sie Hans, er war doch krank.“

Und als er einige beruhigende Worte stammelte, winkte sie ihm freundlich mit der Hand, preßte das Taschentuch vor den Mund und ent-



fernte sich mit Jungfer Beerli.

Konrad hielt Hans zurück und sagte leise:

„Daß sie, sie weiß, daß es das letzte Krankenlager ist.“

„Und du fährst mit?“ fragte Hans.

Er war gekommen, um sein Gewissen zu beruhigen und Verena zu begrüßen. Denn allen Lockungen der Leidenschaft zum Trotz hatte ihn ein besseres Gefühl an den Bahnhof getrieben. Freilich war es ihm nicht gelungen, sich loszureißen, und auch jetzt sprach nur ein wenig Scham und Verlegenheit aus ihm.

Das Gesicht Konrads blieb unbewegt, dann legte er dem jüngern Freund die Hand auf die Schulter und erwiderte:

„Ja, Hans, ich reise mit. Ich habe mich heute mit Verena verlobt.“

Vienhart erblaßte, dann aber hob sich seine Brust wie von einer Last befreit und er ergriff Konrads Hand und antwortete:

„Bergieb mir, Konrad. Du hast Recht gehabt und ich gratuliere dir von Herzen. Und das Bild auf meinem Tisch, weißt du, das hab' ich aus dem Album meiner Mutter.“

Der Portier forderte eben die Reisenden zum Einsteigen auf, und Konrad rief Hans nur noch hastig zu:

„Laß es gut sein, Hans. Auf Wiedersehn und verplempere dich nicht mit deinem überschwänglichen Wesen.“

Hans sah ihnen nach und sah, daß Berena eine andere geworden war. Das schlanke, junge Mädchen mit dem zarten, ernststen Antlitz, das an der Seite Konrads über den Bahnsteig gieng, hatte er nicht gekannt.

Er verließ die Halle. Aber den ganzen Nachmittag lag er mit sich im Kampfe und immer deutlicher sah er das Bild des alten, kleinen Professors. Er sah ihn im Bett liegen, hinfällig und müde. Und das Bewußtsein seiner Pflichtverletzung und die sinnliche Erregung, in der sich der Jüngling seit Tagen befand, die Erwartung des Stellbucheins, kurz die ganze Fülle der Empfindungen und Ereignisse stürmte auf ihn ein, und so kam es, daß er sich wie ein Flüchtling in das Gebiet der Poesie warf, um den Erinnerungen zu entkommen.

In seinem Zimmer verbrachte er den Nachmittag. Dem Professor dichtete er unter Thränen poetischer Nüchternheit einen Gruß. Losgelöst von allen anderen Empfindungen lebte er ein ekstatisches Leben in seinem Gedichte und gleichviel, ob ihm die Verse gelungen waren oder nicht — nie hatte er den Quell mächtiger und segensreicher sprudeln fühlen, als in diesen Stunden. Mit fiebernder Hand brachte er das Gedicht zu Papier und trug es auf die Bahnpost.

Es war schon spät am Abend. Die Dunkelheit kam herauf und mit ihr ein klarer, lichtgrauer Himmel. Nur im Thal schob sich das Dunkel schwärzlich näher und näher.

Hans Lienhart stand auf der Terrasse vor dem Polytechnikum still. Da kam Anna Sieber an ihm vorüber. Er erkannte sie und sagte:

„Sehen Sie nur, Fräulein, wie hell der Himmel, als ob dort noch ein Leben wäre.“

Anna stand neben ihm und schwieg. Erst nach einer Weile entgegnete sie:

„Ich glaube immer noch daran. Und schließlich, warum muß denn alles ein Ende haben? Sehen Sie, dort gehts ins andere Leben.“

Sie wies auf eine hell aufschießende, strahlige Bahn, die über dem Uetliberg erschien und einen Glanz hatte wie flüssiges Silber. Aber dann wurde es schnell Nacht.

„Sie reisen nicht?“ fragte Anna plötzlich.

„Nein,“ erwiderte Hans, und sein Auge haftete an den zahllosen Signal- und Weichenlichtern des Bahnhofes, die wie ein Sternbild anzusehen dort gehäuft waren und bis in das Thal sich fortsetzten.

Sie sprachen kein Wort mehr und giengen dem Hause zu. Als sie sich auf der Schwelle trennten, war es Hans so still und einsam zu Mut, daß er ihr schnell die Hand bot zum Gut Nacht-Gruß, nur um sich nicht ganz allein zu wissen. „Gute Nacht, Fräulein Sieber.“

„Gute Nacht!“ flüsterte sie zurück, und das Herz schlug ihr heftig. Hans nahm den Druck ihrer warmen Hand wie ein besänftigendes Mittel mit und saß noch lange über seinen Büchern. Zu vor aber hatte er Berenas Bild aus der Schublade genommen und aufgestellt. Er wollte es dem geben, dem es fortan gehörte.

(Fortsetzung folgt).

Ein seltsames Hochgebirgsphänomen.

Von Dr. Jul. Maurer, Zürich.

Mit Abbildung.

Wem es beschieden war, während des Hochsommers dieses wechselvollen Witterungsjahres, in den lichten, reinern Höhen unserer Hochalpen für kürzere oder längere Zeit verweilen zu können, dem ist ohne Zweifel die Beobachtung nicht entgangen, daß die verhältnismäßig geringe Zahl heiterer Tage des diesjährigen Sommers durch eine auffällige, ja wunderbare Klarheit der Luft gekennzeichnet war, eine Klarheit, wie sie sonst in der wärmern Hälfte des Jahres im Hochgebirge nur selten aufzutreten pflegt. Ich hatte um die Mitte August meinen Standort in dem herrlichen Hochthale von Arosa, 1800 Meter über Meer, ringsum und fast erdrückend der Alpen majestätischer Zauberkreis. Ein ausgezeichnet, sonnig warmer Tag — der 18. August — war zu Ende und die Nacht bereits langsam hereingebrochen; die Uhr zeigte wenige Minuten vor Neun. Noch hieng das Auge mit Bewunderung und Entzücken an dem geheimnisvoll leuchtenden Himmelsband, der Milchstraße, die in sternklaren Nächten in der dünnen Luft der alpinen Regionen wie ein blitzendes Diadem mit gewaltiger Lichtfülle am glanzvollen Himmelsdom sich dahinwindet. Dazu hob die wohlthuende Ruhe und stimmungsvolle Einsamkeit in der umgebenden großartigen Gebirgsnatur die Stärke des Eindrucks in kaum zu beschreibendem Maße.

Gegen Westen und tiefer am Horizont, im Hintergrund des Thales, haftet der Blick an den tief dunkeln, schwarzalten

Umrisen der Aroser-Notthorns, dessen kleines gegen Norden exponiertes, scharf abfallendes Firnfeld sonst am Tage im Reflexlicht der Sonne malerisch herunter grüßt. Doch was ist das? Wir trauen unsern Augen kaum! Durch das Dunkel der Nacht — die Uhr zeigt halb Zehn — schimmert die Oberfläche des kleinen Gletschers in gespenstig auf- und abwogendem, geisterhaft weißbläulichem „Glühlicht“, gerade als ob an der Nordflanke des zackigen Notthorns eine riesige Streichholzfläche ihr phosphoreszierend, mattleuchtendes Licht ausstrahlte. Immer und immer wieder haftet das Auge an der mysteriösen, prachtvollen Lichterscheinung, doch langsam gegen 10 Uhr wird sie zusehends schwächer und entschwindet dem forschenden Blicke. Kalt und dunkel, gleich einer riesigen Silhouette, verlieren die Felsen des Notthorns sich im Schatten der Nacht.

Das Bild der außergewöhnlichen, reizvollen Erscheinung hatte sich mir bis zur Unauslöschlichkeit eingeprägt und lange Zeit hielt es meine Gedanken über deren mögliche Herkunft und Entstehung gefesselt; wenige Tage später, am Abend des 22. August, wiederholte sich das seltsame Phänomen abermals vor unsern Augen, doch weniger intensiv. Beide Male aber war die Erscheinung unmittelbar gefolgt von elektrischen Entladungen in der Atmosphäre und trüben, niederschlagsreichen Tagen.

Wer giebt uns eine befriedigende, physikalische Erklärung